



Universität
Zürich ^{UZH}

magazin

Die Zeitschrift der Universität Zürich
Nummer 1, 22. Jahrgang, Februar 2013

Auf Weltreise

Forschen rund um den Globus ab Seite 24



Neue Hülle Das Kinderspital hat eine Ersatzhaut für verletzte Kinder entwickelt **Seite 16**

Gedächtnislücken Proteine sorgen dafür, dass wir vergessen **Seite 18**

Im Hintertreffen Pädagoge Peter Rieker über Buben als Bildungsverlierer **Seite 52**

«Westfalen ticken wie Chinesen»

«Ethnologisches Forschen verändert einen durch und durch», sagt Mareile Flitsch. Mit der Direktorin des Völkerkundemuseums sprachen Thomas Gull und Roger Nickl über Forschungsreisen, das Eigene und das Fremde.

Frau Flitsch, Sie haben das Reisen zu Ihrem Beruf gemacht. Hat das Ihren Blick auf die Welt verändert?

Flitsch: Für Ethnologen ist Reisen Teil der Wissenschaft. Wenn man dann die Dinge, über die man in Büchern gelesen hat, sieht und erlebt, verändern sie sich. Ein gängiges chinesisches Sprich-

wort lautet: Man lernt zum Beispiel, wie Gesellschaften funktionieren.

Steht das nicht in den Büchern?

Flitsch: Natürlich. Ich habe mein Ethnologiestudium bis zur Maîtrise in Frankreich absolviert, wir wurden angewiesen, möglichst viel zu lesen. Wir

schaute. Er reagierte etwas erschreckt. Denn der Umgang der Geschlechter in China in den 1980er-Jahren war noch sehr von Zurückhaltung geprägt. Solche Dinge lernt man körperlich. Viele Ethnologen, die zurückkommen, sind so gekleidet wie die Menschen in der Region, in der sie geforscht haben, und sie nehmen auch gewisse Gewohnheiten mit, etwa mit Stäbchen zu essen. Ethnologisches Forschen verändert einen durch und durch, geistig und physisch.

Wir haben Sie gefragt, wie sich Ihr Blick auf die Welt verändert hat. Offenbar kann man sagen, dass Ihre Forschung Sie selbst verändert hat?

Flitsch: Ja. Die intensive wissenschaftliche Beschäftigung mit einer anderen Gesellschaft als der eigenen führt auch oft dazu, dass Ethnologen nicht mehr die ganze Welt bereisen wie früher. Wenn man einmal angekommen ist, bleibt man in seiner Region – man entscheidet sich für sie.

Sie haben sich für China entschieden. Weshalb?

Flitsch: Ich habe einen typischen ethnologischen Werdegang: Zuerst habe ich mich für die Indianer und Amerika interessiert. Später entschied ich mich für China, habe Chinesisch gelernt. Das ist ein grosser Aufwand, da kann man dann fast nicht mehr weg. Mein Ausgangspunkt war Shenyang, eine Industriemetropole in der Mandschurei, so etwas wie das Ruhrgebiet Chinas.

Fühlen Sie sich heute in China zu Hause?

Zur Person:

Mareile Flitsch hat in Münster, Paris, Shenyang (VR China) und Berlin Ethnologie und Sinologie studiert, über Ginsengsucher im Changbai-Gebirge promoviert und über den chinesischen Hypokaust habilitiert. Seit 2008 ist sie Professorin für Ethnologie an der Universität Zürich und Direktorin des Völkerkundemuseums.

Kontakt: flitsch@vmz.uzh.ch

«Als ich zum ersten Mal in China war, habe ich einem chinesischen Mann die Hand gegeben und ihm in die Augen geschaut. Er reagierte etwas erschreckt.»

wort lautet: «Einmal sehen ist besser als hundertmal hören.» Wenn Ethnologen auf Feldforschung gehen, fangen sie an, das Buchwissen anzuwenden und zu begreifen.

Was verändert sich?

Flitsch: Ich habe drei Jahre in China gelebt. Als ich nach Deutschland zurückkam, stellte ich fest: Die Westfalen ticken genau so wie die Chinesen (lacht). Beispielsweise durchlaufen Menschen, die heiraten, die gleichen symbolischen Prozesse, die ich bei der Heirat meiner Schwägerin feststellte.

Was ist denn gleich?

Flitsch: Eine Heirat verläuft in der Regel in drei Phasen: Zuerst löst man sich vom alten Status, etwa indem man sich die Haare schneidet oder sich wäscht. Dann kommt die Zeit des Übergangs, während der die Rollen der Brautleute ambivalent sind. In dieser Zeit muss der Mann etwa fegen, die Frau Feuer machen. Schlussendlich geht es um die Angleichung an den neuen Status. Das ist grundsätzlich überall gleich.

Das Entdecken von fremden Welten schärft den Blick fürs Eigene. Was lernt man denn beim Reisen, was nicht in den Büchern steht?

haben Monografien über Gesellschaften in allen Regionen der Welt gelesen. Da schienen einem die Menschen schon auch nah. Doch heute wissen wir: Eine objektive Darstellung von Kulturen kann es in Büchern nicht geben. Wir verdanken nicht zuletzt der reflexiven Ethnologie die Einsicht, dass die darin gezeichneten Bilder immer konstruiert sind. Wen man vor Ort ist, ist alles völlig anders.

Was ist mit Ihnen passiert, als Sie nach China kamen?

Flitsch: Wenn Sie als Ethnologin in eine Gemeinschaft kommen, stellen sich die Menschen dort nicht vor und erklären einem ihre Heiratsriten. Man muss sich ihnen persönlich nähern, Vertrauen aufbauen und dieses auch einlösen. Ethnologen arbeiten mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung. Wir versuchen zu verstehen, was die Leute tun. Indem wir mit den Menschen leben, werden wir Teil des Geschehens. Als Ethnologen müssen wir sozusagen lernen, gesellschaftliche Codes zu entziffern, die das Verhalten betreffen.

Haben Sie ein Beispiel?

Flitsch: Als ich zum ersten Mal in China war, habe ich einem chinesischen Mann die Hand gegeben und ihm dabei direkt in die Augen ge-



Flitsch: Ja, ich gehe gerne hin. Die Leute, mit denen ich mich während des Studiums befreundet habe, sind älter und zum Teil auch Professoren geworden. Wir haben unsere Kinder gross werden sehen – wir haben ein Stück gemeinsame Geschichte.

Die Forschungsreise war vor allem im 19. Jahrhundert ein Topos in der Wissenschaftsgeschichte. Das Völkerkundemuseum zeigt momentan eine Ausstellung über den Zürcher Botaniker und Forschungsreisenden Hans Schinz und seine ethnografische Sammlung aus Südwestafrika. Schinz war Abenteurer und Wissenschaftler. Was interessiert Sie an dieser Figur?

Flitsch: Die Schinz-Ausstellung wurde zum 175-Jahre-Jubiläum des Botanischen Gartens realisiert. Uns hat interessiert, welche Ethnografica ein Botaniker sammelt. Die Studierenden haben die Tagebücher von Schinz gelesen und dabei entdeckt, dass er Sätze schrieb wie: «Herero vollständig gesammelt.» Eine Kultur kann man aber gar nicht vollständig sammeln – nicht mit 80 Objekten. Das heisst, Schinz ging mit einem bestimmten wissenschaftlichen Weltbild nach Namibia.

Wie sah das aus?

Flitsch: Die Kalahari-Bewohner hatten das Pech, dass sie irgendwann in der westlichen Anthropologie als absolut urtümlich identifiziert wurden. Ende des 19. Jahrhunderts war man der Meinung, diese Völker würden bald aussterben. Deshalb wollte man von deren Kultur sammeln, was noch da war. Schinz hat bei seinen Reisen im heutigen Namibia zwischen 1884 und 1886 nur gesammelt, was ihm nicht europäisch beeinflusst schien – das «Urtümliche» eben. Das ergibt eine unheimliche Schiefelage. Seine Sammlung hat er hier in Zürich in seiner Wohnung im Seefeld ausgestellt, um zu zeigen, wie die Namibier waren, bevor die Europäer kamen.

Das klingt aus heutiger Sicht naiv, war es das auch damals schon?

Flitsch: Nein, das war damals das gängige wissenschaftliche Konzept, ein wissenschaftliches Paradigma. So hat man es damals verstanden und gemacht. Schinz war ein Wissenschaftler seiner Zeit. Er hat jedoch auch dafür gesorgt, dass Namibia überhaupt auf die Karte der Botanik kam. Er hat in Zürich die grösste Sammlung mit

namibischer Fauna und Flora angelegt. Nebenbei hat er ethnografische Aufzeichnungen gemacht. Doch sein Weltbild schränkte seine Wahrnehmung der Menschen erheblich ein.

Was hat er denn nicht gesehen?

Flitsch: Schinz hat in seinen Tagebüchern gelegentlich Beobachtungen notiert, die zeigen, dass ihm die Menschen in Namibia irgendwie intelligent schienen. Dieser Zweifel ist ganz interessant. Denn aus heutiger Sicht steht die Intelligenz ja ausser Frage. Sie haben in ihrer Umwelt, zum Beispiel in der Kalahari, bestanden und kannten sich in ihr aus. Sie verfügten über ein unglaubliches Pflanzen- und Tierwissen. Die «Primitivität» der Herero war vor allem ein Problem von Schinz selbst. Die Forschungsreisenden von damals waren auf einem Trip: Sie suchten das «Primitive», deshalb konnten sie das Intelligente kaum entdecken. Das ist so, wie wenn Sie vor mir sitzen, ich aber nur Ihre Augenfarbe sehe.

Sie haben die blinden Flecke in Schinz's Forscherblick benannt. Wo sind denn die blinden Flecke der heutigen Ethnologen? Was machen Sie heute anders?

Flitsch: Zuerst einmal reden wir mit den Menschen. Wir lernen ihre Sprache. Und wir fragen sie, ob wir das, was sie uns sagen, weiter verwenden dürfen.

Das heisst, Sie betrachten die Menschen nicht mehr einfach als Forschungsobjekte?

Flitsch: Nein, ich teile ihnen mit, welches meine Interessen und Hintergründe sind. Und ich versuche zu verstehen, wer sie sind, und das später so gut wie möglich zu vermitteln. Die meisten Ethnologen interessieren sich aber eher dafür, was im Kopf passiert: Wie sich Menschen politisch verhalten, wie sie sich wirtschaftlich organisieren, wie sie strategisch denken. Ich beschäftige mich dagegen mit Technikethnologie. Mich interessiert das technische Können. In meiner Forschung geht es darum, zu untersuchen, was

die Menschen praktisch tun. Was haben sie für ein technisches Verständnis? Aus welcher eigenen technischen Logik handeln sie? Da sitzt man zusammen vor einem Objekt und bespricht die handwerkliche Vorgehensweise. Das heisst, ich gehe von vornherein von Könnerschaft aus. Das konnte Schinz nicht, weil er diese den «Primitiven», die er suchte, nicht zutraute.

Schinz hat vor allem Objekte gesammelt. Sie versuchen Menschen zu verstehen. Das ist doch ein wesentlicher Unterschied.

Flitsch: Nein, ich interessiere mich eigentlich für dasselbe. Mich interessiert die Hand am Objekt.

«Die Forschungsreisenden im 19. Jahrhundert waren auf einem Trip: Sie suchten das <Primitive>, deshalb konnten sie das Intelligente kaum entdecken.»

Der Mensch, der am Objekt etwas macht. Da liegen wir nicht so weit auseinander.

Traditionellerweise widmet sich die Ethnologie der Erforschung fremder Kulturen. Sie haben nun gezeigt, wie moderne Ethnologen arbeiten: Sie lernen die Sprache, versuchen sich in die Kultur einzufühlen. Wir das Fremde dadurch aufgelöst?

Flitsch: Wenn man von einer Feldforschung zurückkommt, ist die Kultur, die man untersucht hat, nicht mehr fremd. Das berichten Ethnologen immer wieder. Das Befremdende begegnet uns aber überall. Ein Kollege hat beispielsweise eine Stammesgesellschaft in den Bergen des indischen Bundesstaates Orissa untersucht. Gleichzeitig hat er festgestellt, dass die indischen Behörden über diese Stämme kaum etwas wussten und sich auch nicht dafür interessierten. Obwohl sie ständig Dinge entschieden, die diese Menschen betrafen. Solche Einsichten sind schmerzhaft.

Wir haben über das Sammeln gesprochen. Als Direktorin des Völkerkundemuseums bringen Sie fremde Kulturen nach Zürich. Die Aneignung von Artefakten ist nicht unproblematisch. Kann man denn heute noch so sammeln wie früher?

Flitsch: Ob die Aneignung problematisch ist, unterscheidet sich von Fall zu Fall. Es kommt immer wieder vor, dass uns Objekte übergeben werden, um sie zu schützen und aufzubewahren.

Wir denken etwa an die koloniale Aneignung. Damit verbunden ist die Frage, ob diese Gegenstände nicht in die Länder gehören, aus denen sie stammen. Wie gehen Sie damit um?

Flitsch: Heute gibt es die Provenienz-, also die Herkunftsforschung, und es gibt verbindliche internationale ethische Richtlinien für Museen. Wenn sich zeigt, dass ein Objekt unrechtmässig in unseren Besitz gelangt ist, wird es zurückgegeben. Das Sammeln in den ethnologischen Museen hat eine neue Dimension angenommen. Wir erhalten relativ viele Schenkungen. In der Schweiz geht es dabei weniger um Objekte aus kolonialen Sammelexpeditionen, sondern um Reisende, die beispielsweise in Borneo etwas erworben haben. Bei einem Generationenwechsel werden solche Objekte dann einem Völkerkundemuseum angeboten. Auf diese Weise bekommen wir die unglaublichsten Dinge geschenkt. So sind wir etwa zu einem kompletten Beamtengewand aus dem chinesischen Kaiserreich gelangt, das dieser Beamte einem Schweizer geschenkt hat. Seine Tochter hat es dann viel später dem Völkerkundemu-

seum vermacht. Da kann man nicht davon sprechen, dass wir solche Gegenstände unrechtmässig erhalten haben. Sammelexpeditionen wie früher finden heute gar nicht mehr statt.

Wie gehen Sie mit sensiblen Beständen um?

Flitsch: Wir machen gerade eine Bestandsaufnahme. Unsere Sammlung umfasst einen kleinen Bestand von «human remains», von menschlichen Körperteilen. Diesem Thema müssen wir uns stellen. Wenn es Überlebende gibt, die einen Bezug dazu haben, dann sollte eine Rückführung erwogen werden. Das sind ganz komplizierte Fälle. Ein anderes Beispiel sind die Fotos, die zum Beispiel Hans Schinz aufgenommen hat. Kürzlich haben wir digitalisierte Kopien unserer Fotos nach Namibia zurückgegeben.

Das heisst, heute wird mehr geteilt?

Flitsch: Natürlich. Heute forschen wir mit den Wissenschaftlern aus den Herkunftsländern gemeinsam. Diese gehen übrigens nicht unbedingt davon aus, dass die Objekte aus ihren Ländern

geklaut wurden. Oft sind sie auch beruhigt, dass sie hier gut verwahrt werden. Es gibt den schönen Begriff der Verflechtungsgeschichte. Das trifft für uns sehr gut zu: Sobald wir einen Gegenstand aus einem bestimmten Land erhalten, sind wir mit diesem Land verflochten.

Früher diente die Forschungsreise dem Erkunden des Unbekannten. Man ging dorthin, wo man Löwen oder Drachen vermutete. Gibt es das überhaupt noch, kann man als Ethnologe heute noch neue Dinge entdecken?

Flitsch: Sicher, wir erweitern ja ständig unsere Kenntnis. Unser Wissen über die Kulturen der Welt ist immer noch gering. Deshalb gibt es ständig Neues zu entdecken. Wir sollten in der Schule damit anfangen. Bei uns am Völkerkundemuseum gibt es deshalb Museumskisten für den Schulunterricht. Da kommen Schülerinnen und Schüler in Kontakt mit Originalobjekten aus fernen Kulturen, die sie anfassen dürfen.

Frau Flitsch, vielen Dank für das Gespräch.



Abwanderung zerstört Familien.

**SPENDEN
SIE MUT**



Gemeinsam schaffen wir Alternativen.

terre des hommes schweiz

PC 40-260-2 • www.terredeshommesschweiz.ch

MOLINO
PIZZERIA
RISTORANTE

Studentenrabatt

SchülerInnen, StudentInnen und Lehrbeauftragte essen gegen Vorweisung ihrer Legi

20% günstiger

Küche durchgehend geöffnet

Buon appetito!

Bei uns erwartet Sie 7 Tage die Woche Italien von seiner schönsten Seite:

In Zürich:	In der Region:	
MOLINO Frascati T 043 443 06 06	MOLINO Dietikon T 044 740 14 18	MOLINO Glattzentrum T 044 830 65 36 Sonntag geschlossen
MOLINO Select T 044 261 01 17	MOLINO Uster T 044 940 18 48	
MOLINO Stauffacher T 044 240 20 40	MOLINO Winterthur T 052 213 02 27	www.molino.ch